

## **“... daß die Mauern im Osten besser halten Ostdeutsche Identität 2002**

Dipl.-Psych. Annette Simon  
Vortrag, 22. April 2002, im Rahmen der  
52. Lindauer Psychotherapiewochen 2002 (www.Lptw.de)

Ich beginne mein Nachdenken über ostdeutsche Identität mit dem Text eines Songs, der im Sommer 2001 die Hitlisten besonders im Osten eroberte und auf Anhieb eine “Goldene Schallplatte” für 300 000 verkaufte Exemplare errang. Der Text wurde von Kai Niemann aus Thüringen gedichtet und heißt “Im Osten”:

*die eingefleischten Kenner wissen  
daß die Männer im Osten besser küssen  
daß die Mädchen im Osten schöner sind  
weiß heutzutage jedes Kind  
daß die Mauern im Osten besser halten  
daß die Meisten hier meistens etwas schneller schalten  
daß eigentlich fast alles etwas besser ist  
als im Westen*

*... daß die Omis im Osten viel lieber sind  
und jeder Spinner hier eigentlich nur halb so viel spinnt ...  
... Sekt und Butter schmecken auch besser*

*jeder weiß daß die Sonne im Osten erwacht  
und um den Westen meistens einen großen Bogen macht  
daß der Wind von Osten meistens etwas frischer weht  
und daß die Semperoper nicht in Düsseldorf steht  
daß selbst Martin Luther auch schon ein Ossi war  
und daß im Osten überhaupt alles wunderbar*

*trotzdem sind wir viel zu bescheiden  
trotzdem kann uns immer noch nicht jeder leiden  
wir sind viel zu bescheiden  
daß wir irgendwann die sieger sind läßt sich nicht vermeiden*

Dagegengesetzt möchte ich Ihnen eine persönliche Erinnerung aus dem Jahr 1975 erzählen. In diesem Jahr war ich in einen Neubaublock in einem Ostberliner Stadtbezirk gezogen. In diesem Block wohnten, wie wir dann feststellen mußten, relativ viele Angehörige staatlicher Organe wie z.B. vom Zoll, von einigen anderen Behörden, wahrscheinlich auch einige untergeordnete hauptamtliche Mitarbeiter der Staatssicherheit. Es nahte der 7. Oktober, der "Tag der Republik", wie er genannt wurde – am 7. Oktober 1949 war die DDR gegründet worden. Alle, aber wirklich alle Mietparteien meines Wohnblocks hingen die DDR-Fahne bereits Tage davor an einer schon beim Bau besonders dafür vorgesehenen Halterung aus dem Fenster, so anzeigend, daß sie sich mit diesem Staat in Übereinstimmung befanden. Ich hängte keine Fahne heraus, einmal, weil ich selbst als ich noch eher an die DDR geglaubt hatte, dies schon immer zu vordergründig fand, zum anderen war meine Loyalität zu diesem Staat 1975 bereits so gering, daß ich auf keinen Fall seine Fahne aus meinem Fenster hätte zeigen können. Daraufhin bekam ich Besuch vom Leiter meiner Hausgemeinschaft, der mich dringend darum bat, doch die Fahne herauszuhängen, weil sonst das "einheitliche Bild des Hauses" gestört würde. Ich wies ihn darauf hin, daß ich überhaupt keine Fahne besäße und das in dem Stadtbezirk, in dem ich vorher gewohnt hatte, es eher aufgefallen wäre, wenn jemand zu diesem Anlaß eine Fahne gezeigt hätte. Daraufhin schlug er vor, daß die Hausgemeinschaft zusammenlegen würde, um mir eine DDR-Fahne zu kaufen. Ich merkte, wie ich unter Druck geriet und beschloß, mir selbst eine rote Fahne, die Fahne der Arbeiterbewegung zu kaufen, gegen die sich niemand trauen würde ideologische Einwände zu erheben. So hing an unserem 8stöckigen Haus aus jedem Fenster eine DDR-Fahne, nur aus meinem leuchtete eine rote. Völlig ausgeschlossen wegen der politischen Provokation wäre gewesen, die schwarz-rot-goldene Fahne ohne Emblem, also die Fahne der Bundesrepublik Deutschland hinauszuhängen. Aber ich hätte auch nicht im Traum daran gedacht. Auf meine rote Kompromißbildung war ich einerseits stolz, andererseits schäme ich mich bis heute dafür, weil ich mich dem Druck doch gebeugt hatte. Die rote Fahne gehörte genauso wenig zu meiner persönlichen Identität wie die Fahne der DDR. Die Scham bestand darin, wissentlich von einem inneren Gefühl der Wahrhaftigkeit, einem eigenen unverzichtbaren inneren Maßstab abgewichen zu sein.

Ostdeutsche Identität 2002 – zwischen ironisch übertriebenem Stolz und selten erzählter Scham?

Die Gedanken von Vamik Volkan waren mir bei meinem Nachdenken über deutsche und ostdeutsche Großgruppenidentität sehr hilfreich und ich werde mich im folgenden mehrfach auf ihn beziehen.

Das ethnische Zelt, in dem wir alle sitzen, ist das deutsche, unter diesem Zeltdach wurden seit dem Ende des 2. Weltkrieges – wie auch schon Irene Misselwitz konstatiert hat – zwei kleinere Zelte aufgeschlagen, das der Westdeutschen und das der Ostdeutschen. Eine Mauer zwischen den Zelten erschwerte den Kontakt, machte ihn fast unmöglich. Die Ostdeutschen blickten aus ihrem kleineren Zelt sehr oft über die Medien und anderweitig auf die Westdeutschen; die Westdeutschen sahen nur selten herüber, ihr Blick war dem Osten abgewandt. Die lange getrennten Großgruppen sind immer noch nicht wieder gemeinsam unter einem Dach, sondern sitzen mehr oder weniger geschlossen in ihren geschichtlich begründeten Zelten, an die sie gewohnt sind.

Der Zivilisationsbruch des deutschen Nationalsozialismus, die völlige Niederlage Deutschlands im 2. Weltkrieg mit dem gleichzeitigen Bewußtwerden der ausgeübten Verbrechen haben die deutsche Identität zunächst aufs Schwerste beschädigt. Es war einfach nicht mehr möglich, stolz darauf zu sein, dem deutschen Volk anzugehören. Die kulturelle und nationale Selbstachtung und damit die deutsche Identität erlitten einen tiefen Bruch.

Die in der DDR nach 1945 in die Macht eingesetzten Politiker waren zum Teil erwiesenermaßen antifaschistisch oder reklamierten dies für sich. Sie schufen den Mythos, daß die DDR gewissermaßen aus dem Antifaschismus geboren sei. Diese Sage entfaltete eine ungeheuer starke Wirkung – bis in die einzelne Familie hinein – weil sie umfassende Schuldentlastung von den deutschen Verbrechen bot. Die Identifikation mit den Antifaschisten und später auch mit der DDR bot den ungeheuren Vorteil, nun scheinbar auf der richtigen deutschen Seite zu stehen, auf der Seite des Widerstands und damit der Opfer. Alles, was aber nach 45 an psychischen Dispositionen, an Anfälligkeit für Unterordnung, an autoritärem Denken, Verachtung des Fremden und Schwachen weiter internalisiert war, wurde außer in der Kunst und Literatur nicht öffentlich bearbeitet. In den Institutionen und in den Familien gab es das gleiche Schweigen wie im Westen. Es wurde so zugedeckt, was denn vor 1945 konkret an einer bestimmten Universität oder in einem bestimmten Krankenhaus, oder in dieser oder jener Familie geschehen war.

Die ostdeutsche Großgruppe wurde von den russischen Siegern in eine Ideologie gezwungen. Wenn man diese Ideologie, die anfangs mit wirklichem Terror, später mit Diktatur einherging, diesen Doppelknoten aus Sozialismus und Antifaschismus annahm, konnte man sich scheinbar von Schuld befreien und aus der deutschen Identität lösen. Anfang der 70-er Jahre versuchte die DDR, aus allen Bezeichnungen das Wort “deutsch” zu entfernen: die deutsche Mark wurde zur Mark, die Strophe der DDR-Nationalhymne von Johannes R. Becher, die von “Deutschland einig Vaterland” sprach, sollte nicht mehr im Wortlaut gesungen, sondern nur noch mit Instrumenten intoniert werden. Im September 1974 wurde mit einer Verfassungsänderung die deutsche Nation abgeschafft. Es gab nun die “sozialistische DDR-Nation”.

Mit der Aufpfropfung der Ideologie ging auch eine Zuteilung der Traumata und Ruhmesblätter einher. Sie wurden den Ostdeutschen von außen und oben zugeteilt, geboren auch aus der Lebensgeschichte ihrer in Machtpositionen eingesetzten Führer wie Walter Ulbricht oder Erich Honnecker, die beide in keiner Weise repräsentativ waren für die ostdeutsche Mehrheit. Ulbricht und Honnecker kamen beide aus der Arbeiterklasse (Tischler und Dachdecker); sie waren schon vor 1933 Mitglieder der Kommunistischen Partei und waren dann im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Und so hatten wir dann nicht nur den 1. Mai, den Kampftag der Arbeiterklasse, oder den 8. Mai, den Tag der Befreiung vom Hitlerfaschismus. Wir hatten außerdem den Tag der Opfer des Faschismus am 11. September und natürlich den 7. Oktober, den Gründungstag der DDR, an dem die große Militärparade abgehalten wurde.

Dies waren aber nicht die Gedenk- oder Feiertage z.B. meiner Großeltern. Es waren die Tage ihrer Not und Verzweiflung, ihrer Niederlage und Scham und sie waren wie die Mehrheit der DDR-Bürger nicht Opfer, sondern kleine Mitläufer gewesen, die unter der Vertreibung aus ihrer brandenburgischen Heimat, die jetzt in Polen liegt, sehr litten. Als Kaufmannsleute hatten meine Großeltern an den Kämpfen der Arbeiterklasse nie teilgenommen. In mir ist leider damals die Frage gar nicht aufgetaucht, wie mein Großvater sich eigentlich fühlte, wenn er an einem 1. Mai in den Reihen seines Betriebes an den Lokalgrößen seiner Kleinstadt vorbeimarschierte.

Diese grandiosen Umdeutungen von Geschichte und Identität durch die russischen Sieger und die neuen Machthaber wurden von meinen Großeltern nur teilweise, von meinen Eltern und später von mir als einer Nachkriegsgeborenen schon mehr in die eigene Identität übernommen und wir hatten uns dann an ihr abzarbeiten. Mir war damals nicht klar, warum ich z.B. immer eine Gänsehaut bekam, wenn das Lied “Wir sind die Moorsoldaten” zu offiziellen Anlässen gespielt wurde. Es ist das Lied von KZ-Insassen, mit denen sich die DDR-Machthaber identifizierten. Sie okkupierten das Lied für sich und ließen es z.B. am Tag der Opfer des Faschismus spielen. Nur sehr wenige Anwesende bei diesen Feierstunden konnten dieses Lied aber mit Recht auf sich beziehen. Die Ostdeutschen waren eben gerade nicht in der Mehrheit Moorsoldaten, d.h. Widerstandskämpfer gewesen. (genauso wenig wie die Westdeutschen)

Das Problem ist, daß diese aufgepfropfte Identität einerseits angenommen wurde, es andererseits aber immer eine andere Unterströmung von realen Erfahrungen gab: von Erfahrungen, die die Menschen in Krieg und Nachkrieg gemacht hatten und natürlich auch Erfahrungen mit der neu installierten Macht. Viele fühlten sich auf der benachteiligten deutschen Seite, in der DDR nicht am richtigen Platz. Immerhin haben von 1949-61 ca. 2,7 Mio Menschen die DDR verlassen, nach dem Mauerbau rund 800 000. Neben den offiziellen Geschichtsinterpretationen und -schilderungen, gab es immer erlebte wirkliche und manchmal erzählte Geschichten, die nur nirgendwo öffentlich artikuliert werden konnten. Ich kann mich noch sehr gut an die 1963 beim gemeinsamen Abwaschen hervorgepreßten Sätze meiner Großmutter erinnern: Ich solle kein Wort glauben über die guten Russen, sie seien brutal und ungerecht gewesen nach dem Krieg.

Und die Menschen trugen in sich neben den ihnen zugeteilten Traumen und Ruhmesblättern auch das Erlebnis neuer eigener Traumen und neuer eigener Heldengeschichten. In ihrem Buch "Untergang auf Raten" beschreiben die DDR-Historiker Arnim Mitter und Stefan Wolle etwas davon.

Ich möchte Ihnen nur schlaglichtartig einige dieser Ereignisse aufzählen: der 17. Juni 1953, das Jahr 1956 mit der Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn, der Bau der Mauer am 13. August 1961, das Jahr 1968, die Ausbürgerung von Wolf Biermann 1976.

Diese Daten sind für die ostdeutsche Identität ganz entscheidende Kristallisationspunkte. Es sind immer Erfahrungen von Aufbegehren und diesem Aufbegehren auf den Fuß folgender Unterdrückung, also Erfahrungen von Ohnmacht. Auf zwei dieser Ereignisse möchte ich hier näher eingehen, weil sie auch mit den Westdeutschen zu tun haben, mit jeweils völlig unterschiedlich erlebten Ereignissen und ganz unterschiedlicher Verarbeitung:

Beim Volksaufstand am 17. Juni 1953 ging es vordergründig um die Forderung, die von der Regierung verhängten 10%igen Normerhöhungen zurückzunehmen, dahinter standen aber ganz klar formulierte politische Forderungen, letztendlich nach Ablösung der SED-Herrschaft. In über 560 Ortschaften der DDR kam es zwischen dem 17. und 21. Juni zu Streiks oder andersartigen Protestaktionen, an denen 1 – 1,5 Millionen Menschen teilnahmen. Die sowjetische Besatzungsmacht verhängte über 167 Land- und Stadtkreise den Ausnahmezustand und nur durch ihren Einsatz konnte die Macht der SED-Führer gesichert werden. Die Sowjets zeichneten für 18 standrechtliche Erschießungen verantwortlich. Bei den Unruhen gab es auf Seiten der Demonstranten nach verschiedenen Quellen 50 – 125 Tote. Ca. 7700 Personen wurden verhaftet und es gab nachfolgende Schauprozesse mit teilweise absurd konstruierten Urteilsbegründungen. Bis 1989 wurde in den Kaderakten erfaßt, was jemand am 17. Juni gemacht hatte, auf welcher Seite er gestanden hatte. Deutlich und brutal wie nie zeigte sich hier die Spaltung der Gesellschaft in die durch das Volk nicht legitimierte Herrscher und die Beherrschten. Nur die nackte Gewalt hatte die Herrschenden an der Macht halten können, die den Aufstand als einen Akt von Westprovokateuren und als faschistischen Putsch uminterpretierten. "Die Ereignisse im Juni 1953 waren für eine gesamte Generation ein Schlüsselerlebnis ... Das Datum nahm mythische Dimensionen an ..." (Mitter/Wolle S. 161). Kowalczuk: "Mentalitätsgeschichtlich grub sich ins kollektive Gedächtnis ein, daß jederzeit die SED mit allen Mitteln und vor allem mit Unterstützung der Besatzungsmacht jede oppositionelle Regung unterdrücken wird ... und ihr ärgster Feind im eigenen Land steht: die Bevölkerung."

Hier, ganz am Beginn war die Spaltung der DDR-Gesellschaft, durch die sie bis zu ihrem Ende gekennzeichnet war, für alle sichtbar. Und wie immer kehrt die Geschichte wieder: Im August 1989 fragte der Minister für Staatssicherheit Mielke seine versammelten Stasi-Generäle in der großen Dienstbesprechung: "Ist es so, daß morgen der 17. Juni ausbricht?" (Befehle und Lagebericht des MfS Januar – November 1989, S. 125)

Die Westdeutschen haben den 17. Juni als Tag der deutschen Einheit begangen und damit gewürdigt, daß wenn es nach dem Ziel der Demonstranten zu diesem Zeitpunkt zu freien Wahlen in der DDR gekommen wäre, die SED-Herrschaft vorbei und eine Vereinigung Deutschlands vielleicht nicht ganz ausgeschlossen gewesen wäre. (Angesichts des kalten

Krieges m.E. aber kaum vorstellbar.) Die Ostdeutschen hatten diese Kämpfe aber allein begonnen und hatten ihre Folgen auch allein zu tragen. So ist der 17. Juni das sichtbare Datum einer nicht geteilten Erfahrung.

Als eine Kuriosität am Rande lassen sie mich dazu noch ein rüdes und auch dummes Beispiel westdeutscher Uminterpretation und Entwertung ostdeutscher Erfahrungen nach 1989 geben:

Der Hamburger Rechtssoziologe Thomas Roethe geht in seinem Buch: "Arbeiten wie bei Honecker, leben wie bei Kohl – Ein Plädoyer für das Ende der Schonfrist" auch auf den 17. Juni ein. Er möchte seine These untermauern, daß die DDR-Bürger unter sozialistischen Verhältnissen nicht lernen konnten, richtig zu arbeiten. Und er meint, daß dies mit dem 17. Juni 1953 seinen Anfang genommen hätte: "Was die Streikenden ihrem sozialistischen System abringen wollten, war die Rücknahme von Arbeitsnormen, die den Leistungen westdeutscher Arbeiter vergleichbar gewesen wäre." (S. 32) "Seither haben die Menschen im Osten stets weniger geleistet als sie für das Erreichen eines sich entwickelnden Wohlstandes und den Fortbestand ihres Staatswesens hätten leisten müssen." (S. 34)

Am 17. Juni 1953 haben die Ostler also dafür gestreikt, fauler sein zu dürfen; und folgerichtig ist also die DDR an dem mangelnden Fleiß ihrer Bürger eingegangen.

Die Bewegungen, für die das Jahr 1968 steht, sind – so Heinz Bude – der Punkt, an dem sich die beiden Teile Deutschlands erst richtig auseinander entwickelt hätten.

Daß die Alltagskultur der Westdeutschen im Jahr 1989 demokratischer, toleranter und weltoffener war als die der Ostdeutschen, haben diese zum einen ihren westlichen Besatzungsmächten und der durch Adenauer eingeleiteten Westintegration, zum anderen aber auch ihrer um 1968 rebellierenden Jugend zu verdanken. Diese 68er haben die demokratische Kultur der Bundesrepublik mehr geprägt als sie es selbst jetzt manchmal wahrhaben will. Die 68er stellten die nationalsozialistische Ideologie und die Überhöhung solcher Tugenden wie Ordnung Fleiß und Gehorsam in Frage wie auch das nationale Deutschtum. Sie begannen, wie wir alle wissen, die Generationsauseinandersetzung mit den Eltern und in den Institutionen. Sie lebten das "ganz Andere" in der Erziehung, in der Sexualität, im Hinterfragen der Geschlechterrollen. (Daß sie dabei oft überzogen agierten und ihre unbewußte Identifizierung mit den Täter-Eltern nicht klären konnten, steht auf einem anderen Blatt.)

Eine ähnliche Kulturrevolution hat es in der DDR nicht gegeben, weil sie mit allen zur Verfügung stehenden Repressionsmitteln unterdrückt wurde. Obwohl dieser Geist in dieser Ostgeneration genauso zu finden war und über die Medien aller Art zu uns herüberschwappte, inspirierte er nur eine Minderheit, die ständigen Verfolgungen ausgesetzt war. Der DDR-Alltag war geprägt vom Fortwirken und der ständigen Neukonsolidierung autoritärer hierarchischer Strukturen und vom Versuch der einzelnen Bürger, sich damit irgendwie zu arrangieren.

Denken Sie an das Fahnen-Beispiel zu Beginn meines Vortrages: Der Hausgemeinschaftsleiter war gewissermaßen die Wiedergeburt des Blockwartes aus der Nazizeit. (Er führte auch das Hausbuch, in dem jeder Besuch, der länger als 3 Tage währte, angemeldet und eingetragen werden sollte.) Er konnte mich dazu auffordern, die Fahne herauszuhängen, auch deswegen, weil hinter ihm eine mentalitätsgeschichtlich nicht gebrochene Macht und Angstausübung stand. In der Nazizeit konnte die vom Blockwart gemeldete Unbotmäßigkeit zu einem KZ-Aufenthalt führen. In der DDR des Jahres 1975 wäre mir überhaupt nichts passiert, wenn ich die Fahne nicht herausgehängt hätte, wie ich es dann auch später nicht mehr tat. Ein paar Mitbewohner hätten mich im Fahrstuhl nicht begrüßt und auch mein sonstiges Tun und Lassen noch mißtrauischer beobachtet – weiter wäre in Berlin des Jahres 1975 nichts passiert. Ich gab dem sozialen Druck nach, weil ich zu viel Angst hatte, damit einher ging aber auch Scham ob meiner Unterwürfigkeit. Daß ich so ein Übermaß an Angst hatte, hing auch damit zusammen, daß im gesellschaftlichen Unbewußten der DDR-Bürger die alte Unterwürfigkeit und Angst aus der Nazizeit und die Angst aus dem Terror des Beginns der DDR ungebrochen präsent und andere Erfahrungen zu wenig repräsentiert waren. Wir konnten in der DDR nicht antiautoritär auf den Tischen tanzen, der DDR-Staat lies dies nur notgedrungen in kleineren Kreisen zu – womöglich unter Beobachtung der Staats-

sicherheit. Der nicht gebrochene Untertanengeist durchwaberte die DDR-Gesellschaft weit mehr als die durch ihre 68er durchgeschüttelte Bundesrepublik.

Zudem waren die 68er der DDR durch tiefe antifaschistische Loyalität trotz allem auch an den Sozialismus gebunden und interessierten sich daher wesentlich mehr für die Demokratisierung des Sozialismus z.B. in der CSSR. Hier konnten sie dann erneut die Niederschlagung einer demokratischen Bewegung mit nackter sowjetischer Gewalt erleben.

Ich hoffe, ich konnte bis hierhin deutlich machen, daß die Ostdeutschen, die den Westdeutschen 1989 als eine scheinbar homogene Großgruppe gegenüberstanden, niemals eine homogene Gruppe waren. Die DDR war eine gespaltene Gesellschaft, gespalten in Herrscher und Beherrschte, wobei die Trennungslinien dazwischen alles andere als scharf waren. Bei den Herrschern und den Beherrschten gab es solche und solche. Und zum Zeitpunkt 1989 hatten die Mitglieder dieser gespaltenen Gesellschaft eine ungeklärte, fragile Identität. Fragil, weil die genaue Art der schon oben beschriebenen Zuschreibungen und Überformungen der Identität durch die russischen Sieger noch sehr unbewußt war. Ungeklärt, weil die DDR-Identität hinter der Mauer gleichsam stumm geblieben war, sich nicht im Vergleich mit dem Westen hatte schärfen und artikulieren können. Nur ein Teil der DDR-Bürger fühlte sich wirklich noch mit der DDR identifiziert, ein anderer kleiner Teil fühlte sich als "Deutsche". 1989 waren wir nicht mehr DDR-Bürger und noch nicht Bundesdeutsche, sondern Zwischenwesen. Jetzt wird oft behauptet, daß die DDR-Identität überhaupt erst nach der Wende entstanden sei, durch die schwierigen Erfahrungen, die die Ostdeutschen im Vereinigungsprozeß machen mußten. Wolle: "Die Gemeinschaft der Ex-DDR-Bürger erinnert an die Absolventen einer bestimmten Schule, an die entlassenen Soldaten eines Regiments ... Auch sie erkennen sich an geheimen Zeichen und Gesten, lachen bei den gleichen, den Außenstehenden gänzlich unverständlichen Begriffen oder Namen und denken mit jener spezifischen Mischung aus verklärender Zärtlichkeit und alter Wut an gemeinsam durchlebte und durchlittene Zeiten." (Wolle S. 86) Ich denke, daß jeder, der in der DDR lebte, sich irgendwie zu diesem Staat in Bezug setzen mußte, weil er zwangsläufig und immer mit ideologisch-hierarchischen Machtstrukturen konfrontiert war und dies hatte dann immer auch mit der eigenen Identität zu tun. Der Vereinigungsprozeß hat uns Ostdeutsche allerdings in einer Weise vereint, die die oben geschilderte Spaltung der Gesellschaft nur wenig berücksichtigt hat. Egal ob Herrscher oder Beherrschter, Parteisekretär oder Bürgerrechtler – alle mußten sich mit neuen Strukturen und der Infragestellung ihrer bisherigen Existenz auseinandersetzen. Alle bekamen vereint weniger Geld als Westler in vergleichbaren Positionen und wurden genauso "vereint" als Diktaturgeschädigte gesehen. Zitat Stefan Wolle: "Zwischen den früheren Stützen des Regimes und den notgedrungen Angepaßten entsteht eine Eintracht, wie sie zu DDR-Zeiten nie existiert hat."

Durch die schnelle Vereinigung, die die Ostdeutschen in freier Entscheidung selbst gewählt haben, konnten die gravierenden Konflikte zwischen ihnen nicht ausgetragen werden und wurden mehr oder weniger unter den Tisch gekehrt. Für manche ist dies eine unverdiente Gnade, für andere Grund zu großer Bitterkeit.

In der Berliner S-Bahn kann es einem ehemaligen Häftling, der wegen des Verdachts auf versuchte Republikflucht im berüchtigten Stasi-Untersuchungsgefängnis Berlin-Höhenschönhausen einsaß, passieren, daß sein ehemaliger Verhörer ihm in der S-Bahn gegenüber sitzt und zusammen mit ihm zwischen Friedrichstraße und Tiergarten elegant über den ehemaligen Mauerstreifen fährt. Wenn sie beide inzwischen Rentner sind, können Sie fast sicher sein, daß der ehemalige Stasi-Verhörer mehr Rente bekommt als der traumatisierte ehemalige Verfolgte, weil z.B. nur die Haftzeit als Verfolgungszeit angerechnet wird und die Beschneidung jeglicher Bildungs- und Aufstiegschancen nach der Haft und die damit verbundenen Lohneinbußen bei der Rentenberechnung nicht berücksichtigt werden. Der Verhörer hatte die ganze DDR-Zeit ein gutes Gehalt und somit jetzt eine höhere Rente – er steht unter dem Eigentumsschutz des Grundgesetzes. (Eisenfeld, Peter S. 72 in Deutschland Archiv Nr. 1 2002)

Zu der gemeinsamen sozial-ökonomischen Abwertung, die nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der DDR wohl unvermeidlich war, wurden die Ostdeutschen insgesamt auch symbolisch und kulturell in der Bundesrepublik nicht

begrüßt. Die Leistung ihrer Selbstbefreiung fand keine symbolische Würdigung. Es kam nicht zu einer neuen gemeinsamen Verfassung, es gab keine neue Fahne und auch nicht eine neue gemeinsame Nationalhymne, wobei doch auch die bundesrepublikanische Hymne teilweise nicht mit Worten gesungen werden kann. Der 3. Oktober, der nun als Feiertag der deutschen Einheit gewählt wurde, sagt als Datum nur etwas über den Verwaltungsakt des Beitritts aus, nichts aber, was sich irgendwie auch mit ostdeutscher Identität verbinden ließe. Warum wurde nicht der 9. Oktober gewählt, der Tag an dem 1989 in Leipzig die Menschen trotz Angst in Massen demonstrierten und damit das Ende der DDR mit einläuteten?

Als Reaktion auf all dies gibt es jetzt im Osten den Versuch, erneut ein Kollektiv zu bilden: gegen Beschämungen und Entwertungen, die uns vermeintlich und wirklich der Westen zugefügt hat. Als Hymne dieses Kollektivs könnte man das Lied vom Anfang meines Vortrages vorschlagen. Kai Niemann hat "Im Osten" bereits 1995 geschrieben, als er als Zivildienstleistender nach Göttingen in die Westkultur verschlagen wurde und ihm die Ossi-Witze auf die Nerven gingen. Aber erst 2001 konnte das Lied mit der Zeile "... daß die Mauern im Osten besser halten" die Hitparaden erobern, genau 40 Jahre nach dem Mauerbau von 1961. Die unbewußte Wiederkehr von Jahrestagen ist an uns auch gut zu studieren. Aber was wird hier eigentlich gespielt? Ein Bauwerk, das die ostdeutsche Bevölkerung einmauerte und an dem getötet wurde, an dem Lebensschicksale zerbrachen, wird leicht-ironisch als besonders haltbar – weil aus dem – Osten angepriesen.

Wir erleben die Umdeutung von erlittener Gewalt, von zwangsläufiger Unterwerfung unter diese Gewalt und damit einhergehender Scham in eine Art von witzigem Stolz. (Etwas Ähnliches konnten Sie übrigens auch in dem Erfolgsfilm "Sonnenallee" erleben.)

Silvana Seeliger hat in ihrer Diplomarbeit aus Texten sog. ostdeutscher opinion leader verschiedene Muster ostdeutscher Reflexionen und Erinnerungen nach der Wende herausgearbeitet. Auffällig ist ihr, daß bei vielen AutorInnen eine Semantik des Gekränktheits und der Beschämung auffällig hervortritt. Sie kommt zu dem interessanten Schluß: "Diese Gefühle sind nur zu verstehen, wenn man davon ausgeht, daß Scham als kollektives Gefühl der Ostdeutschen eine lange Tradition hat." Sie greift dann auf die Unterscheidung von Scham- und Schuldkulturen von Assmann und Lethen zurück, die eine Schamkultur unter anderem damit definieren, daß sich in ihnen "Menschen konform nur verhalten in Bezug auf Zwänge, die von der sozialen Umwelt auferlegt werden ...". "Fremdbewertung ... tritt an die Stelle von Selbsterforschung; subjektive Motive haben für das öffentliche Urteil, das den Einzelnen bei Fehlritten in tiefe Scham stürzt, kaum Geltung." (Lethen) Die Gesellschaft ist die zentrale Instanz für die Bewertung individuellen Verhaltens – das hat die DDR von kleinauf, von der Wiege bis zur Bahre ihren Bürgern zu vermitteln versucht u.a. durch ganz früh einsetzende gesellschaftliche Bewertungs- und Ausschlußrituale und auch durch eine Familiarisierung der Kultur, wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe.

Der Leipziger Psychoanalytiker Jochen Schade hat dies für mich besonders gut ausgedrückt: "Wer von uns kennt nicht die erfahrungsnah, geradezu körperliche Registrierung peiniger Gefühle ... in Situationen der Subalternität, die der öffentliche Alltag im Sozialismus so oft bereit hielt ... Wollten wir nicht oft davonlaufen und blieben mit dem Gefühl quälender Selbstmängel doch in der Situation? Mußten wir nicht die ungeheure Tatsache verdrängen, die es jedem kritischen Menschen unter uns verwehrte, in öffentlichen Situationen seine unzensurierte Meinung über gesellschaftliche Vorgänge zu formulieren? Heute sagen viele selbstkritische Ostdeutsche, daß sie sich den Zwängen stärker beugten, als unbedingt notwendig. In der Differenz zwischen dem wirklichen Handeln und den Handlungsmöglichkeiten müssen die Schamquellen nisten."

Auch Christian Schneider, einem meiner westlichen Mitstreiter in unserem Forschungsprojekt über die 68er Generation in Ost und West fiel die schamkulturelle Prägung seiner ostdeutschen Interviewpartner auf, aber auch, daß es die oppositionelle Gegenkultur war, die versuchte die "desintegrierende Scham in integrierende Schuld" (Tisseron) zu verwandeln. In ihrem Bestehen auf einer autonomen Verantwortlichkeit des Individuums für sein Handeln setzte diese

Gegenkultur eine Schuldidentität gegen eine Schamidentität. Interessanterweise sind dies oft auch die Initialszenen des Protests in unserer ostdeutschen Stichprobe. Diese Gruppen wie "Frauen für den Frieden" oder "Initiative für Frieden und Menschenrechte" bildeten gewissermaßen Schuldenklaven innerhalb einer Schamkultur.

Durch die Wende sind die eher schamkulturell geprägten DDR-Bürger in eine eher schuldstrukturell geprägte Gesellschaft gekommen, in der ihre Unterschiedlichkeit nivelliert wurde, sie sich entwertet und erneut beschämt fühlen. (Dies ist eine sehr angreifbare und diskussionswürdige Hypothese.) Seeliger: "Für die Phase der Herstellung der deutschen Einheit knüpfen die opinion leader an der alten Beschämungserfahrung durch Subordination in der DDR an, indem auch in dieser Situation eine Diskrepanz zwischen Handlungsmöglichkeiten und Handlungen erlebt wird, die nunmehr als Subordination unter die alte Bundesrepublik empfunden wird." (S. 104)

Sich dem Schmerz des eigenen Versagens, der alten eigenen Scham zu stellen und der damit verbundenen Trauer über verlorene oder verbogene Lebenszeit ist wirklich schwer. Dies wäre auch ein sehr individueller Prozeß, der die Brüche im ostdeutschen Kollektiv deutlich machen würde und den man nicht unbedingt einem Westler mitteilen möchte, der jetzt einen Kulturvorteil hat.

So erzählt ein mutiger DDR-Oppositioneller aus unserem Projekt der Westinterviewerin wie er bei einem Dylan-Konzert in Tränen ausgebrochen war: "Ich brauchte es nicht mehr. Als ich's kriegen konnte, brauchte ich's nicht mehr – den ganzen Westen mehr oder weniger ..." I: "Ja und was hätten Sie gebraucht?" "Spielraum, Horizont, Erfahrungen, Möglichkeiten alles – normal leben, einfach normal leben und mich entwickeln können. Und das hatte ich alles nicht und ich mußte das alles trotz oder wider das tun, was um mich drumrum war ... Ich hatte das halt mehr oder weniger gemacht und geschafft – ich war fertig." Das Abgeschnittensein von lebenswichtigen Erfahrungen und Möglichkeiten, dieses Gefühl, wichtige Elemente der Westkultur nicht erfahren zu haben und sich aber jetzt in dieser Kultur bewegen zu müssen und zu merken, daß man ein relativ fertig geprägter Mensch ist, der sein Leben nicht noch einmal von vorn leben kann, ist eine wichtige Osterfahrung nach 1989. Die Traurigkeit darüber, daß vieles, was man trotz und wider in der DDR getan hat, jetzt vielleicht nicht gebraucht wird oder unter den anderen Bedingungen nicht so viel Mühe gekostet hätte, ist auch typisch ostdeutsche Traurigkeit. Und diese Traurigkeit möchte man nicht unbedingt im Lichte eines Westscheinwerfers oder mit einem Westler besprechen. An der Wut über die eigene Ohnmacht möchte man ihn nicht teilhaben lassen, weil er es ja wirklich oder vermeintlich so viel besser hatte und Neid ein Gefühl ist, daß man gerne vor sich selbst, aber gerade auch vor dem Westler verbirgt. Das drückt sich in dem oben zitierten Ost-West-Gespräch dann so aus, als ob der Ostler den ganzen Westen eigentlich gar nicht brauchen würde. Im Lied von Kai Niemann werden wir eben irgendwann die Sieger sein.

Scham, Traurigkeit, Wut als auch Schuld sind nicht gleich verteilt im Osten. Es geht um eine individuelle Auseinandersetzung, die auch zur Individualisierung der DDR-Bürger führt und die harmonische Abwehreinheit der Ostdeutschen sprengt. "Das schlägt dem Faß den Boden aus" schrieb ein Leser zu meiner Analyse des Rechtsextremismus im Osten, bei der ich gerade die Elterngeneration der ostdeutschen Jugendlichen kritisch unter die Lupe genommen hatte. Als Ostlerin hatte ich Ostler kritisiert. Der alte Ostzusammenhalt, der ja auch schon vor 89 nur künstlich war, wird durch das Bestehen auf kritischer Individualität aufgekündigt.

Genau dem gleichen Individualisierungsprozeß haben sich auch die ostdeutschen Psychotherapeuten zu stellen. Sie standen 1989 einer ausdifferenzierten westdeutschen Psychotherapielandschaft gegenüber. Als ich 1993 das erste Mal zu den Psychotherapiewochen in Lindau war, strömten die Vielfalt und der Reichtum dieser psychotherapeutischen Szene, aber auch der ausgestellte Reichtum des Tagungsortes auf mich ein. Einerseits erschien es mir wie ein Geschenk, an diesem doppelten Reichtum nun teilhaben zu können, andererseits war es eben nicht mein Reichtum. Ich fühlte mich wie der fremde Gast, der nicht nur fast niemanden kannte, sondern der auch nicht gekannt wurde. Lindau erschien mir so blankgeputzt und aufgeräumt, als ob nie Leid und Not es berührt hätten, als ob kein Hauch des Ostens



es je gestreift hätte. Ich merkte, wie in mir das Bedürfnis aufstieg, diese äußere Harmonie und diesen Wohlklang zu stören – am liebsten hätte ich mit Dreckbatzen geschmissen. Woher kam der leicht zu deutende anal-sadistische Impuls des Schmuttelkindes? Ich kam aus Ostberlin, wo zu dieser Zeit alles durcheinandergewirbelt und im Auf- und Umbruch war; in Lindau schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Außerdem entstand auch das Gefühl, daß wir hier durchaus willkommen sind, aber unsere Erfahrungen nicht gebraucht werden. Warum sollten noch ein paar Therapeuten mehr an den schwierigen Verteilungsschlachten im Gesundheitssystem teilnehmen? Die Abspaltung des östlichen Teils von Deutschland in der westdeutschen Psyche, die vor 89 fast vollkommen war und sich in Desinteresse und Gleichgültigkeit ausdrückte, wurde mir in Lindau besonders deutlich bewußt.

Die ostdeutschen Psychotherapeuten, die 1989 35 Jahre und älter waren, hatten nach 89 viel zu bewältigen: Sie mußten sich eine neue Existenzgrundlage schaffen – dafür waren finanztechnische aber auch fachliche Weiterbildungen notwendig; und es ging darum, einen eigenen Platz in der westdeutschen Psychotherapielandschaft zu finden. Gleichzeitig ging es auch um eine neue Identitätsfindung.

In der DDR waren die Psychotherapeuten eine verhältnismäßig kleine Gruppe, die durch ihre zwangsläufige Berührung mit der gesellschaftlichen Realität durch die Schicksale der Patienten eher von einer bewußten Nicht-Anpassung geprägt war und sich ständigen Anfeindungen ausgesetzt sah. Die Psychotherapie mußte wiederholt ihre Existenzberechtigung unter Beweis stellen und um finanzielle Mittel und Anerkennung ringen. Trotz des nicht fehlenden Streits zwischen den verschiedenen Therapierichtungen gab es eine Art von Gruppenzusammenhalt, einen Konsens des Zusammenhaltens. Nach der Wende konnte sich jede und jeder individuell entscheiden, welchen Weg man in der weitläufigen Westlandschaft einschlagen wollte. Dabei mußte es denjenigen, die es ernst mit der Sache meinten, auch darum gehen, sich mit der Geschichte der Psychotherapie der DDR noch einmal genauer zu beschäftigen und den eigenen Platz zwischen Subversion und Anpassung, den man in ihr gefunden hatte, mit Abstand zu reflektieren. (Auf ihrer 1. Arbeitstagung 1997 haben sich die LehranalytikerInnen unseres Ostberliner Instituts ausschließlich damit befaßt.) Dies alles führte und führt auch zur Auflösung alter Loyalitäten und Bindungen innerhalb dieses Ostzusammenhalts, die für manchen sehr schmerzlich, für andere auch befreiend sein konnte.

Diejenigen, die sich im Osten Deutschlands nach 89 für die Psychoanalyse als Fach ihrer Wahl entschieden, hatten sich mit der doppelten Vernichtung der Psychoanalyse auf ihrem Boden zu konfrontieren. Dem Untergang der Psa im Nationalsozialismus am Göring-Institut folgte die in der DDR nicht wieder aufgenommene Tradition – und mit der Pawlow-Konferenz 1953 das ideologische Verdikt gegen sie, das einem Verbot gleichkam. (siehe Lockot und Bernhardt)

Demgegenüber stand spätestens ab Ende der 60er Jahre ein Hunger nach Psa, der sich in der Lektüre aller irgendwie verfügbaren Literatur und in endlosen Diskussionen in kleinen Zirkeln stillen ließ. Die theoretische Aneignung wichtiger Erkenntnisse fand durchaus statt. Aber durch die abgeschnittene Tradition konnten wir uns keiner Lehranalysen unterziehen und auch keine analytischen Fallsupervisionen haben. Und daß das gesellschaftliche Umfeld m.E. auch nicht den notwendigen geschützten Raum möglich machte, habe ich schon an anderer Stelle ausführlich dargestellt.

Die Lehranalysen und Fallsupervisionen holten wir nach der Wende nach, bei Westlehranalytikern, die zu ihrer Zeit auch erst relativ mühselig ihre deutsche psychoanalytische Identität hatten klären müssen, um nicht das schmutzigste Kind in der IPA zu sein.

Ein Ort, an dem diese unterschiedlichen Identitäten aufeinanderprallten, aber auch angesehen und besprochen werden konnten, waren die West-Ost-Tagungen der DPV in Stadtlengsfeld.

Seit 1993 fanden diese von der Kommission West-Ost der DPV organisierten Tagungen unter der Leitung von Franziska Henningsen und dann später von Jochen Schade statt. Sie sind bis 1998 in Tagungsbänden gut protokolliert wiedergegeben, ab 1999 habe ich selbst dort teilgenommen.

In Stadtlengsfeld kam es bisher über 9 Jahre zu einem kontinuierlichen und differenzieren Austausch- und Auseinandersetzungsprozeß west- und ostdeutscher KollegInnen. Diejenigen, die dort hinfuhren, waren bereit, sich diesen emotional bewegenden Begegnungen, aber auch den schwierigen Zerreißproben zu stellen.

Was geschah in diesem Mikrokosmos der deutschen Vereinigung?

Von heute aus könnte man sagen, daß zunächst teilweise etwas naive Osttherapeuten auf sehr gut ausgebildete und in der Hierarchie des Westverbandes meist hochangesiedelte Westkollegen trafen. Die letzteren versuchten die Situation als Lernprozeß für Psychoanalyse zu strukturieren, was den Interessen beider Seiten entgegenkam. So leiteten kompetente westdeutsche Gruppenleiter die Gruppensupervision von vorwiegend ostdeutschen Patientenfällen.

In der Großgruppe brandeten dann die Gefühle des Unbehagens auf. Warum stellten nur so wenige Westkollegen Fälle vor? Waren Westpatienten von der Vereinigung weniger berührt? Wirkte die politische Realität viel stärker auf die Ostdeutschen? Das waren die Fragen, die diskutiert wurden.

Eigentlich stand für die Ostdeutschen über die Jahre hinweg aber ein anderes Problem: Wie kann ich lernen, ohne mich zu unterwerfen? Weiter oben habe ich versucht darzustellen, welche einschneidenden und prägenden Erfahrungen sie mit Unterwerfung hatten und haben und wie die daraus resultierende Scham und die Allergie darauf natürlich ihr Verhalten prägt. Es gibt auf der Ostseite vielleicht eine übergroße Angst, sich wieder in eine Hierarchie – egal wie berechtigt sie auch sein mag – einzupassen, sich Regeln zu unterwerfen, die sie nicht selbst entworfen haben. Man kann daher vielleicht sagen, daß die bisherige Gruppenentwicklung in Stadtlengsfeld den Versuch der Ostdeutschen darstellt, sich insoweit zu emanzipieren, das sie genau dies beginnen können: zu lernen, ohne sich zu unterwerfen.

Dies war ein Prozeß, den die ostdeutschen Therapeuten dort durchlebten und der in der Auseinandersetzung mit den Westkollegen zäh errungen wurde. Nach dem dritten Symposium 1995 denkt Irene Misselwitz bewußt zugespitzt darüber nach, wie eine wirklich offene Auseinandersetzung zwischen Ost- und Westdeutschen aussehen würde. Sie meint, daß diese Auseinandersetzung "zunächst heftig und fast existentiell" verlaufen würde. Und fügt hinzu: "Ich persönlich spüre im Moment eher das Bedürfnis, das zu vermeiden ... und liege damit im Tagungstrend." Als eine Ursache dafür benennt sie, daß die meisten Osttherapeuten mit den veränderten Bedingungen inzwischen relativ gut zurechtkommen und die gerade gefundene Stabilität nicht wieder in Diskussionen in Frage stellen wollen, in denen die andere Seite keine Schwächen preisgeben kann oder will. (3. Tagungsband, S. 91)

Jedes der stattfindenden Symposien wurde in der Kommission West-Ost, die paritätisch mit Westlern und Ostlern besetzt war, hinterher ausgewertet. So wurde das Tagungssetting immer etwas verändert, ab der 5. Tagung konnten auch Ostdeutsche die Arbeit der Kleingruppen leiten. In der abschließenden Großgruppe dieser Tagung trug Hans-Joachim Koraus Thesen vor, in denen er zu formulieren versuchte, was die Osttherapeuten an Erfahrungen einbringen, die für die weitere Entwicklung der Psa auch im Westen interessant sein könnten. Diese Thesen wurden in der dortigen Großgruppe dann überhaupt nicht diskutiert. Sie wirken beim Wiederlesen in ihrem Bemühen, den eigenen Wert zu artikulieren, sehr anrührend. Ich möchte deswegen hier wenigstens einige von ihnen nochmals einbringen: "Was kann der Osten an Erfahrungen auf den weiteren Entwicklungsweg der Psa in einer sich wandelnden Gesellschaft einbringen?"

– Erfahrungen, wie die gesellschaftliche Realität mit ihren Stagnationen und Veränderungen in den therapeutischen Prozeß hineinwirkt, ihn mitgestaltet und irritiert. Daraus ergibt sich die Frage, wie die äußere Realität in die Deutungstechnik einfließt, wie sie den analytischen Prozeß beeinflusst und welche blinden Flecken dadurch beim Analytiker entstehen;

– die integrativen Bemühungen der meisten DDR-Psychotherapeuten um einen Dialog mit den jeweils anderen psychotherapeutischen Schulen als auch mit den Vertretern der Psychiatrie und der Organmedizin;

– eine in z.T. schmerzlichen Erfahrungen erlangte Sensibilität für hierarchische Verfestigungen, tabuisierte Machtstrukturen und Realitätsverlust in beruflichen und gesellschaftlichen Gruppen und Strukturen.” (5. Tagung, S. 142/143)

Als nächster Schritt der Tagungsentwicklung in Stadtlengsfeld wurde vom Setting der Fallsupervisionen, in denen die Westler selbstverständlich einen fachlichen Vorsprung hatten, abgegangen und im Jahr 2000 und 2001 wurden politische Biographien von Ostlern angesehen. Im Herbst 2002 lautet das Thema: “Ost-westlicher und West-östlicher Diwan”, es soll die Gegenübertragung der Therapeuten angesehen werden, die einen Patienten aus der anderen deutschen Kultur behandeln. Der Wunsch besonders der Ostdeutschen nach West-Ost-Selbsterfahrungsgruppen unter ausländischer Leitung wird immer wieder benannt. Bisher ist es nicht dazu gekommen und müßte wahrscheinlich auch in einem anderen Tagungssetting angesiedelt sein.

Von heute aus gesehen – aber hinterher ist man immer klüger und außerdem gab es dafür nicht die Zeit, denn es sollten gleichzeitig die Anfänge psa Institute im Osten installiert werden. Von heute aus gesehen, hätte man vielleicht zuerst damit beginnen sollen, sich über die kulturellen Unterschiede zu verständigen, ehe man Lernprozesse einleiten will. Es prallten dort verschiedene Wünsche aufeinander : auf der Ostseite der Wunsch, sich endlich von gleich zu gleich zu begegnen – auf der Westseite der Wunsch, die Psychoanalyse in den Osten zu tragen – Carl Nedelmann hat das so formuliert. So hatte ich manchmal das Gefühl, daß einige westdeutsche Kollegen ihr Befremden und teilweise auch ihre professionelle Überlegenheit und Verachtung über unsere ostdeutschen Verhaltensweisen in Therapien mühsam zügeln mußten. Und die Ostkollegen sahen die Psa und die psa Ausbildung manchmal nur als einen Teil der westlichen Privilegiertheit und übersahen dabei, daß sie zu dominierenden Leistungswerten dieser Gesellschaft auch im Widerspruch und momentan eher quer zum Zeitgeist steht.

Der Streit beim Lernen in Stadtlengsfeld entbrannte so auch über die Notwendigkeit jahrelanger Behandlungen, über das hochfrequente Setting, über die Bezahlung von Ausfallstunden u.ä. Zu jedem Streitpunkt könnte man einen gesonderten Vortrag über unterschiedliche kulturelle und soziale Prägungen halten. Von unschätzbarem großem Wert war, daß es zur Diskussion und zu den Begegnungen kam und diese Prägungen beidseitig deutlich wurden. Ein weiterer Punkt wurde in den Gruppendiskussionen immer wieder konstatiert: die andere Art des Sprechens. Die Ostler sprachen oft persönlicher, privater, personenbezogener und sie schwiegen mehr. Die Westler schützten ihren privaten Raum viel mehr und reden aber wesentlich öfter und länger.

Liebe KollegInnen und Kollegen, auch bei mir wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich hier eher persönlich spreche und inzwischen auch ziemlich lange.

Die Frage nach der ostdeutschen Identität wird sich zunehmend auflösen in der Frage, wie man heute als Deutscher zu Deutschland steht; ob es über 50 Jahre nach Kriegsende und 13 Jahre nach Aufhebung der Spaltung so etwas wie eine gute, d.h. eine positive deutsche Identität geben kann und wie diese beschaffen sein könnte. Dazu wünsche ich mir auch in diesem Raum viele unterschiedliche persönliche Stimmen aus West und Ost.

Dipl.-Psych. Annette Simon  
Wolfshagener Str. 83, D – 13187 Berlin